IZPP^Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK

Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten

Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil

ISSN: 1869-6880

IZPP | Ausgabe 2/2015 | Themenschwerpunkt „Jugend und Alter“ | Arbeiten zu anderen Themen

Der Dialog und die Referenz auf den eigenen Leib
Ein Versuch zur Interdisziplinarität

Dietrich Krusche

pour Lucienne Serain, ostéopathe, qui a soulagé le travail à c´ article

Zusammenfassung

Seit etwa zwei Jahrzehnten beschleunigt und verdichtet sich der Austausch zwischen den Bewusstseins- und den Lebenswissenschaften. Die Initiative zur Grenzüberschreitung geht, wie zu zeigen sein wird, überwiegend von der Seite der Lebenswissenschaften aus. Allerdings führt der interdisziplinäre Diskurs auch zu Befremdungen, da auf Unvertrautes einzugehen ist. Die Herausforderung für die Bewusstseinswissenschaften liegt darin, sich auf das Detail naturwissenschaftlicher Datenerhebung einzulassen (zum Beispiel den hier aufgegriffenen „Bienentanz“ und die physikalischen Grundlagen der Himmelsrichtung *Nord*); für die Lebenswissenschaften vor allem darin, ihre Befunde kulturhistorisch einzuordnen. Eine vielversprechende Schnittstelle bildet die *Orientierung in Raum und Zeit*. Die Körperbezogenheit des Orientierungsakts im Tierreich insgesamt und die spezifische Art und Weise, wie wir Menschen ihn in Sprache bringen, öffnet den Blick auf eine Menschenmöglichkeit, die uns allen gleichermaßen verfügbar ist, die Fähigkeit zum Dialog.

Schlüsselwörter

Evolution der Sprache; Dialog; der dreipolige Zeigeakt; die geteilte Wahrnehmung (wie man „Tisch und Bett teilt“).

Abstract

For about two decades by now the exchange between the sciences of *life* und those of human *consciousness* has been speeding up, and the initiative, as to be shown, mostly originates from the side of the sciences of life. Yet the interdisciplinary exchange still leads to frustrations, as one has to cope with methods and procedures unacquainted with. For the sciences of humanity the challenge arises mainly from being confronted with experimental data (for example the “dance of the bees” und the physical foundations of the cardinal point *North*); for the natural sciences above all from the need to integrate their results into the history of culture. A promising field of common interest is the orientation *in space and time*. The fact that the procedure of orientating each other in the whole animal kingdom is being performed by body movement und that the specific way of us humans to bring it into language derives from the gesture of pointing, opens the view upon the human capacity of dialogue that we all have in common.

Keywords

Evolution of language; dialog; the threepoled act of pointing; the shared perception.

1 Zwei Orientierungsverfahren

Wenn wir einander in Raum und Zeit orientieren, tun wir das durch zwei Verfahren, die sich ständig mischen. Im dem ersten (a) benennen und verknüpfen wir *Objekte* unserer Wahrnehmung, im zweiten (b) gehen wir

von der Position dessen aus, der die Objekte wahrnimmt und sie benennt: *ich*. Da meine jeweilige Position im Raum-Zeit-Kontinuum ständig wechselt, gehören zu *ich* immer auch die Ort- und Zeitmarkierungen: *hier* und *jetzt*. Und da es nicht um ‚innerliche', ethische oder erkenntnishafte Orientierungen geht, kommen auch die Instruktionen hinzu, die sich aus der körperlichen Beschaffenheit unserer Gattung ergeben, den Symmetrien unseres tierischen Leibes *oben/unten, vorn/hinten, rechts/links*.

Noch eine weitere Unterscheidung ist vorauszuschicken: Wenn wir uns auf Objekte beziehen, kann es sich um ‚äußere' oder ‚innere Objekte' handeln: d. h. solche, die wir sinnlich wahrnehmen, oder solche, die in unserem Bewusstsein repräsentiert, in unserem Gedächtnis gespeichert und dort abrufbar sind – Bestandteile dessen, was wir pauschal (Vor-)Wissen nennen.

In Text (a) ist der ‚objektive' Bezugspunkt die Ausrichtung auf die geographische Konstante ‚Nord', von der alle anderen Himmelsrichtungen sich ableiten, in Text (b) bin ich es selbst (D. K.) in meinem Arbeitszimmer, in dem ich das schreibe. Die strikte Trennung der beiden Verfahren wirkt in der alltäglichen Sprachverwendung künstlich. In Texten der Sprachkunst, zumal in der Erzählung, wird ihre pointierte Verwendung dazu eingesetzt, eine ‚ästhetische' Wirkung zu erzeugen.

Um ein Missverständnis zu vermeiden: Es geht hier nicht darum, wie unsere Sinnesorgane, zumal das Auge, oder unser Nervensystem, zumal das Gehirn, funktionieren, sondern um Sprachverwendung. Das besagt, dass der Adressat meiner Äußerung, *du*, immer mit einbezogen ist, wir sind einander – wechselweise – Anlass des Zeigens und Hinsehens, des Sprechens und Zuhörens, des Schreibens und Lesens.

(a) *Im Südosten Frankreichs liegt, als Teil der Region Rhône-Alpes, das Département Drome, sein südlicher Teil hat den Beinamen Drome provençal. Nahe an dessen nördlicher Begrenzung liegt das Dorf C., ein Straßendorf, dessen Hauptstraße von Nord nach Süd verläuft. Am südlichen Ortseingang, genau auf Höhe des Straßenschilds, das den Ortsnamen angibt, zweigt eine Straße nach Westen ab, die nach ungefähr 30 Metern einen Weg nach Norden zu entlässt, parallel zur Hauptstraße. An dessen Ende steht ein Bauernhaus, ein provencalisches ‚mas', das auf der Ebene der Zufahrt drei Räume hat. Einer davon hat ein Fenster, das sich nach Süden zu öffnet. In diesem Zimmer stehen zwei Schreibtische mit je einem Computer darauf, an einem von beiden sitze ich.*

(b) *Wenn ich von meinem Schreibtischstuhl aus nach links sehe, blicke ich durch ein Fenster, das mir einen Ausblick auf die Zufahrt bietet, die zu meinem Haus her führt. Über dem Bildschirm vor mir hängt ein japanisches Rollbild, eine Krähe auf einem kahlen Ast. Da das Fenster ein ganzes Stück weit von meinem Platz entfernt ist, ist der Ausschnitt, der sich darin zeigt, eng begrenzt. Was ich nicht sehen kann, ist die Einmündung des Weges in die Dorfstraße. Aber ich weiß, dass sie mich, wenn ich nach rechts in sie ausbiege, zu der Nationalstraße bringt, die links, nach Osten hin, nach Gap, rechts nach Montelimar führt, wo sie Anschluss findet an die Rhonetal-Autobahn.*

2 Zur Evolution der Verständigung über Verhältnisse in Raum und Zeit

Die Frage nach dem spezifisch Menschlichen in der Sprachverwendung, nach der Differenz zwischen dem, was wir von unseren tierlichen Vorgängern übernommen haben, und dem, was wir weiterentwickelt haben, steht heute im Fokus verschiedener Disziplinen: der Neurologie, zumal der Gehirnwissenschaft, der

Evolutionsbiologie und der biologischen Morphologie, der Bewusstseinswissenschaften insgesamt, zumal der noch jungen Sprachanthropologie. Auch bei dieser Frage werde ich die oben getroffene Unterscheidung zwischen der objektbezogenen Orientierung und der Orientierung über die Leiblichkeit des Wahrnehmenden beibehalten. Auf zwei Tiersprachen soll exemplarisch eingegangen sein: die Bienensprache, die der Verständigung über die Lage des Futterplatzes dient, und die Verständigung von Jagdtieren beim Jagen der Beute.

2.1 Das Orientierungsobjekt

Derjenige, der den „Bienentanz“ dechiffriert hat, ist Karl von Frisch (1886–1982), der dafür den Nobelpreis erhielt, ein Lebenswerk. Die Verständigung der Bienen hat die Menschen schon früh fasziniert, erste Betrachtungen dazu gehen auf Aristoteles (384–322) zurück.

Seinem Umriss nach handelt es sich beim Bienentanz um einen Rundtanz, der in zwei Halbkreisen getanzt wird. Sie werden wechselweise, einmal nach rechts, einmal nach links durchtanzt. Entscheidend ist dabei die *Ausrichtung der Mittellinie*, die nach jeder Hälfte des Tanzes durchlaufen wird. Bei diesem Tanz gibt es zwei Varianten. Ich beschränke mich auf die komplexere der beiden, die zur Anwendung kommt, wenn der Fundort mehr als rund 100 Meter entfernt ist. Nur dann kommt es zu dem charakteristischen „Schwänzeln“ der Kundschafterin, einer Hin- und Herbewegung des Hinterleibs, deren Intensität (‚Geschwindigkeit’) auf die Distanz zur Futterquelle hinweist. Auf die Details dieser Information gehe ich nicht ein, sondern konzentriere mich auf die Instruktion, bei er es um die *Richtung* geht, die von den Sammlerinnen einzuschlagen ist. Sie ergibt sich aus der Mittellinie des Tanzes, die auf ein markantes Objekt hin ausgerichtet ist: die *Sonne*, genauer der jeweilige Sonnenstand im Tageslauf. Hierzu muss man wissen, dass die Augen der Bienen die Sonne auch bei bewölktem Himmel orten können.

Relativ einfach ist es, wenn der Bienentanz sich in der Horizontalen und im Freien vollzieht, dann verläuft die Mittellinie des Schwänzeltanzes direkt in Richtung des Fundorts, sie ‚zeigt’ dahin. Im Normalfall aber erfolgt die Information im Inneren des Bienenstocks, also im Dunklen, und in einer *vertikalen* Ebene, der Waben-Fläche. In diesem Fall ist das Bezugsobjekt unsichtbar und muss durch eine andere, ihm entsprechende Bezugskonstante ersetzt werden. Diese ist in der Wirkung gegeben, die von der *Schwerkraft* ausgeht, möglicherweise auch dem *Erdmagnetismus*. Damit kommt die orientierende Wirkung ins Spiel, die in der *Bezugnahme eines Organismus auf sich selbst* liegt, seine bereits angesprochene zweiseitige Symmetrie. Für den Instruktionsgehalt des Bienentanzes bedeutet das: Die Ausrichtung der Mittellinie des Tanzes, die Strecke, auf der das Schwänzeln sich vollzieht, verweist (‚zeigt’) nach wie vor in Richtung des Fundorts – aber in einem veränderten Koordinaten-System. Dem Bezugsobjekt in der Realität, der Sonne in ihrer tageszeitlich wechselnden Position, entspricht eine ebenfalls kosmische Bezugsgröße: die durch die Schwerkraft vorgegebene Ausrichtung *oben/unten*. Für die Verständigung der Bienen bedeutet das: Jedem individuellen Bienen-Organismus ist es möglich, eine Information, die in der Senkrechten gegeben und empfangen wird, in die Horizontale zu transponieren. Das Winkelmaß der Abweichung von der Vertikalen nach ‚rechts’ oder ‚links’ wird auf das Winkelmaß zwischen dem momentanem Sonnenstand und der Richtung übertragen, in der die Fundstelle zu suchen ist.

Diese Art der Instruktion basiert auf einem ‚Universal’ – der stärksten Kraft im Universum, der Gravitation. Sie bedingt die Gestalt unseres tierischen Leibes ebenso wie die Art der Fortbewegung, die Orientierung im Raum-Zeit-Kontinuum und damit auch unsere menschliche Verständigung darüber.

Exkurs: Zur Geschichte der Himmelsrichtung Norden
Im Verlauf der Menschheitsgeschichte dienten verschiedene objektive Bezugsgrößen zur Orientierung: die Stelle des Sonnenaufgangs, Orient (von lateinisch *oriens*) und des Sonnenuntergangs, Okzident (von *occidens*), oder die Stelle des Sonnenhöchststands, die ‚Mittagsstelle’, der Meridian (von *meridies*). Arabische Landkarten des Mittelalters waren überwiegend nach Süden ausgerichtet. Aber all diese Bezugspunkte wechselten mit den Jahreszeiten und waren – außer am Äquator – ungenau. Immerhin, die ‚polare’ Gegensätzlichkeit von Orient und Okzident, Morgenland und Abendland, haben unsere Menschheitsgeschichte nachhaltig geprägt. Als man für die Navigation auf offener See einen verlässlicheren Bezugspunkt brauchte, orientierte man sich an der Stelle am Fixsternhimmel, die nicht an der Kreisbewegung des Firmaments teilnimmt, um die herum sich *alles* dreht. Sie fand sich ziemlich genau dort, wo ein markanter Stern leuchtet, der „Polarstern“ (*stella polaris*). Von allen Sternbildern ist ihm der „große Wagen“, auch der „Große Bär“ genannt (von griechisch *arktos*), am nächsten, von dem es schon bei Homer heißt, er habe „als Einziger nicht Anteil am Bad im Ozean“ – er geht nicht *unter*.

Da diese Beobachtungen und damit auch die Entscheidung für den ‚Nordpol’ als kosmische Orientierungsmarke auf der nördlichen Hemisphäre vollzogen wurden, ergab es sich, dass die heutigen geographischen Übersichten vom Nordpol als dem primär, kosmisch garantierten Orientierungspunkt ausgehen. Für diese Konvention spricht auch, dass das Erdmagnetfeld die Kompassnadel nach Norden zeigen lässt. Und noch etwas kommt hinzu: Wären diese Beobachtungen und die daraus gezogenen Folgerungen zuerst auf der südlichen Hemisphäre gemacht worden, wäre die Sache nicht ganz so evident. Der südliche Himmelspol liegt irgendwo in der Mitte zwischen den nur schwach ausmachbaren Sternbildern „Octanus“, „Mensa“, „Chamaeleo“ und „Apus“.

Die genauen Bestimmungen dessen, was ‚Norden’ ist, sind heute komplex. So werden neben der Ausrichtung der Erdachse („Karten-Nord“, „geographisch Nord“) noch andere Nord-Ausrichtungen unterschieden: „Magnetkompassnord“ (MgN) und „Gitternord“ (GiN), das in der Vermessung und Rasterung der Erdoberfläche als Bezugspunkt dient, der nördliche Schnittpunkt aller Längengrade, die zusammen mit den nördlichen und südlichen Breitengraden das Koordinatensystem der Gäodäsie, der Erdvermessung, bilden (Wikipedia, *Himmelsrichtungen*, Stand 19. 01 2015).

Kosmische und konventionelle Orientierungen haben sich im Verlauf der Kulturgeschichte ineinander geschoben. In der Region entlang des Äquators bietet sich der *senkrechte Meridian* als Bezugspunkt an, wobei die Polarität Nord/Süd hinter der Evidenz der Sonnenbahn zurücktritt. Die Verknüpfung der Sonnenbahn mit der lateralen Dimension unserer Leibgestalt (*rechts/links*) und der sagitalen (*vorn/hinten*) ist uneindeutig: Blicken wir nach Süden hin, verläuft die Sonnenbahn von links nach rechts, blicken wir nach Norden hin, verläuft sie von rechts nach links. Nur die vertikale Leibdimension bestimmt sich auf der südlichen Hemisphäre ebenso wie auf der nördlichen: als *Gegen*richtung zur Gravitation: *oben* – was schon in der Bienensprache eine Rolle spielt.

2.2 Die Bezugsinstanz des eigenen - bewegten – Leibes
Wenden wir uns dem zweiten Fall tierischer Verständigung zu, der Abstimmung über das Agieren innerhalb einer Gruppe von Raubtieren beim Jagen. Es soll dazu dienen, die orientierende Wirkung zu veranschaulichen, wie Tiere *sich selbs*t, ihre Position in Raum und Zeit zur Instruktion einsetzen. Stellen wir uns ein Rudel Löwen oder Wölfe vor, die es auf ein Beutetier abgesehen haben. Hier reagieren alle Mitglieder des Rudels

auf die Bewegungen des Beutetiers einerseits, auf die Bewegungen der Mit-Jäger andererseits. Lautliche Verständigung (etwa des Inhalts: „*du* greifst von links an, *ich* von rechts!“) findet nicht statt, ebenso wenig kommt der gestische Verständigungskanal ins Spiel. Keiner der Jäger macht eine Bewegung, die der Schwänzelbewegung der Bienen entspricht. Trotzdem nehmen die Jagdtiere Bezug aufeinander, sie verständigen sich, indem sie die Bewegungen der Mitjagenden einbeziehen: sie reagieren auf die Fluchtbewegung des Beutetiers und die Bewegung der Mitjagenden gleichzeitig, indem sie dem Beutetier *von ihrer Seite her* den Weg abschneiden. Die Komplexität des Geschehens liegt in der Verrechnung der eigenen Bewegung mit der Bewegung anderer, die teils dem gemeinsamen Interesse, der Erlegung des Beutetiers, folgen, teils dem entgegengesetzten des Gejagten, zu entkommen.

Was die Jagdtiere beim gemeinsamen Jagen leisten, wie sie ihre „Laufwege“ finden, können wir durch den Vergleich mit einer menschlichen Jagd-Sportart klar machen, etwa dem Fußball. Eine Mannschaft spielt gegen eine andere, beide jagen die gleiche Beute, den Ball. Jeder Spieler muss die Mitspieler der eigenen und der gegnerischen Mannschaften im Auge haben – und die Bewegung des Balls. Bei gut eingespielten Mannschaften weiß jeder im Voraus, wohin seine Mitspieler sich bewegen und wohin die Pässe und Vorlagen gehen werden. Der Neurologe Hans-Peter Thier, Direktor des Hertie-Instituts für klinische Hirnforschung in Tübingen, bewertet diese Orientierungsleistung wie folgt:

> „Ein Spieler muss ständig die Positionen der anderen Spieler und die Bewegungen des Balles berechnen. Was Fußball ausmacht, basiert auf einem riesigen Blumenstrauß an Hirnfunktionen … Die Leistung, die dem Gehirn beim Fußball abverlangt wird, ist größer als beim Schach. Das Spiel fordert Logik und Kombinationsgabe. Fußball ist vielschichtiger: Motorik ist gefragt, Orientierung, Koordination, Aufmerksamkeit, Interaktion …“ (Der Spiegel 26/2007).

Hier lässt sich eine Zwischenbilanz ziehen, um die Frage, was das spezifisch Menschliche der Verständigung im Raum-Zeit-Kontinuum ausmacht, einzuengen und zu präzisieren: Auch in Tiersprachen lassen sich beide Instruktionsformen beobachten, die Bezugnahme auf Objekte, und zwar solche, die als eine natürliche Konstante vorgegeben, und solche, die auf die körperliche Position eines Individuums in Raum und Zeit bezogen sind. Die zweite Referenz setzt eine eigentümliche Disposition voraus, die offenbar allen Tieren – als bewegten Lebewesen – gemeinsam ist: einen virtuellen Punkt in sich zu tragen, der alle Bewegungen mitmacht, der immer *mitläuft*. Er ist naturhaft vorgegeben, aber nur wir Menschen haben verbale Ausdrücke erzeugt, die ihn bezeichnen: das Syndrom *ich-jetzt-hier*. Derjenige, der das zuerst begriffen hat, war der Sprachphilosoph Karl Bühler, und das Wort, das er dafür benutzt hat, heißt *Origo*, lateinisch ‚Ausgangspunkt’ (Karl Bühler: *Sprachphilosophie*, 1934/63).

Die Origo ist für Bühler die Voraussetzung dafür, dass wir auf etwas zeigen können, wobei unser eigener Körper als Wegweiser wirkt – als einer freilich, der bewegt ist, sodass die Position, von der aus ein Objekt wahrgenommen wird, ständig wechseln kann. Die Worte, aus denen sich die Origo zusammensetzt, sind inhaltsleere Worte, die *relational* wirken. Das, was Bühler als die Verbalisierung einer auf den eigenen Körper bezogenen Orientierungsmöglichkeit entdeckt hat, wurde von ihm als eines von zwei „Sprachfeldern“ begriffen, als das „Zeigfeld“, dem er den ganzen Rest der Sprache als das „Nennfeld“ gegenüberstellte. Wo in uns wir diese Stelle vorfinden, die als Grundlage unserer Selbst-Verortung dient, ist schwer auszumachen. In einigen Kulturen zeigen die Menschen, wenn sie auf *sich selbst* zeigen, auf die Brust, in anderen auf die Nasenspitze. Neurologische Experimente deuten darauf hin, dass die Origo bei uns Menschen, die wir vor

allem Seh-Tiere sind, „zwischen den Augen“ liegt. (Henrik Ehrsson et al., in: *Science* 1048/1096; dazu auch: D. K.: *Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person*, 2010, 132f.)

Inzwischen ist das Nachdenken über die Origo weitergegangen. Drei Ergebnisse sollen festgehalten sein: (1) Wir wissen, dass auch andere Tiere ihre Körper, sei es durch eine interne Körperbewegung (wie das „Schwänzeln“ der Bienen), sei es durch die Bewegung ihres Körpers insgesamt, in die Verständigung mit ihren Artgenossen einbringen. (2) Nur wir Menschen haben die verschiedenen Bezugsnahmen auf die Origo verbalisiert. (Eine Übersicht über die Wörter, mit denen wir – am Beispiel des Deutschen – darauf Bezug nehmen, findet sich in D. K., ebd. 35f.) (3) Es liegt nahe, die menschlichen Instruktionsverfahren, in denen *verbal* auf die eigene Leiblichkeit Bezug genommen wird, als *Verlängerung des Zeigeakts* zu begreifen. Auf diese Hypothese wird zurückzukommen sein.

3 Die Überführung von *äußerer* in *innere* Wahrnehmung

Wie kann man sich den Prozess, in dem es zu einer Verbalisierung der Orientierung in Zeit und Raum gekommen ist, vorstellen? Versucht man diese Frage zu beantworten, gerät man in ein Dilemma: Die Frage, *von wann an* die Verständigung von uns Menschen sich von der aller anderen Tiere zu unterscheiden begann, ist nicht von der anderen zu trennen, *worin* diese menschliche Kommunikation überhaupt besteht. Auch Tiere können sich unter Einbeziehung ihres Körpers verständigen – allerdings nicht so, dass sie *von sich selbst weg* auf *etwas hin* zeigen. Offenbar hat der Beginn der spezifisch menschlichen Verständigung etwas mit dem Aufkommen einer neuen Art des Zeigens zu tun. Dabei müssen zwei Prozesse sich ergänzt und gegenseitig stimuliert haben: zum einen die *vermehrte Benennung* von Objekten, zum anderen die *Deutlichkeit der Repräsentanz* der Objekte im vorstellenden Bewusstsein. Es geht also um den Prozess, der unser „inneres Auge“ aufgehen ließ.

Auch hier soll die sprachliche Praxis weiterhelfen.

Waren eingangs zwei Instruktionstexte besprochen worden, die in der Entmischung zweier Bezugssysteme etwas Künstliches hatten, wollen wir jetzt eine Wegbeschreibung betrachten, wie sie im Alltag jederzeit vorkommen kann. Der angenommene Dialog-Ort: die Ludwigstraße in München auf Höhe der U-Bahn-Station ‚Universität', und zwar in der Nähe des Aufgangs, der bei der Ludwigskirche heraufkommt. Der Fragende will von mir wissen, wie er auf dem kürzesten Weg in den Englischen Garten gelangt. Meine Antwort: Ich drehe mich so, dass ich das Siegestor *vor* mir und die Feldherrnhalle *hinter* mir habe (Blickrichtung *Nord*), und sage, indem ich die entsprechenden Gesten mache: „Gehen Sie in *dieser* Richtung bis zu einem Rondell und biegen Sie dort rechts ab. Sie kommen dann zu einer Seitenstraße, der Veterinärstraße. Gehen sie immer *geradeaus*, über zwei Querstraßen hinweg. Kurz hinter der zweiten, etwas verdeckt, ist der Eingang zum Park.“ Diese Instruktion ist auf den bewegten Blickpunkt dessen bezogen, der den Weg geht, und der Ausdruck „immer geradeaus“ bedeutet eigentlich „immer weiter *nach vorn*“. Objektbenennung und leibbezogene Orientierung greifen ineinander. Vor allem aber, und darum geht es hier: Sinnlich Sichtbares (das „Siegestor“) und Vorzustellendes (die „Querstraßen“, der „Kiosk am Parkeingang“) werden gleich behandelt.

Um der Instanz näher zu kommen, die bei beidem, der unmittelbaren Wahrnehmung und der Erzeugung von ‚anschaulicher' Vorstellung, als Bezugspunkt dient, wollen wir die grammatische ‚Person' betrachten, in der die Instruktion vollzogen wird.

Im ersten Fall ist derjenige, der den Weg gleich gehen wird, in der Befehlsform, dem *Imperativ*, angesprochen, und zwar in der Höflichkeitsform „Sie“, die für die zweite Person Singular, *du*, die Partner-Rolle im Dialog, steht. Dieselbe Instruktion kann aber, mit kleinen Variationen in der Wortwahl, auch in der Aussage-Form, dem *Indikativ*, formuliert werden, und zwar in allen drei grammatischen Personen: „Also, am besten, Sie gehen in dieser Richtung bis zu einem Rondell, biegen dort rechts ab ...“ oder: „Lassen Sie mich nachdenken, also, der kürzeste Weg ist: *Man* geht in dieser Richtung bis zu einem Rondell, biegt dort rechts ab ...“. Hier steht das unpersönliche Pronomen *man* für die dritte Person. Schließlich kann ich mich selbst an die Stelle des Instruierten versetzen: „Also, wenn Sie mich fragen, ich nehme immer den folgenden Weg: Ich gehe in dieser Richtung bis zu dem Rondell da vorn, biege dort rechts ab ...“ Die Personen sind, wenn es um die Formulierung von anschaulichen Zusammenhängen geht, seien sie sinnlich gegeben oder vorgestellt, beliebig austauschbar – eine Möglichkeit menschlicher Kommunikation, von der die Erzählkunst im Verlauf der Literaturgeschichte ausgiebig und mit deutlich verschiedenen Vorlieben in den einzelnen Epochen Gebrauch gemacht hat.

Festzuhalten ist: Das Orientierungsschema, dessen Zentrum durch die Markierungen *ich-jetzt-hier* gebildet wird, strukturiert unseren gemeinsamen Wahrnehmungsraum ebenso selbstverständlich, wie es unsere *Vorstellungen* strukturiert. Gar nicht selbstverständlich ist dabei, dass nicht nur die benannten Objekte in unserem individuellen Bewusstsein hinreichend eindeutig (kommunikabel) ‚repräsentiert’ werden, sondern dass auch das anschaulich Vorgestellte durch eben das Orientierungsschema strukturiert wird, das unseren Wahrnehmungsraum *perspektiviert*. (Auf die Frage, wie flüchtig oder dauerhaft unser Gedächtnis die Perspektivierung zu speichern vermag, gehe ich hier nicht ein.)

Auch Tiere verfügen, wie sich gezeigt hat, über ein Positionsgefühl, eine *Selbst-Resonanz*, die ihr Organismus ihnen zur Verfügung stellt, um sich noch mitten in einer rasender Bewegung als *jetzt-hier* zu erfahren. Aber nur wir Menschen haben für etwas, das von den Tieren bewegungshaft ausgelebt wird, Worte gebildet: *hier, dort, jetzt, später, ich, du* usf. Ihre Funktion besteht darin, *Beziehungen* herzustellen, man kann auch sagen: sie gelten *relational*.

4 Der Zeigeakt und der Bezug auf *ich*

Verschiedene Disziplinen haben sich in der letzten Zeit mit dem Problem befasst, wie sich aus dem biologischen Prinzip der *Selbstreferenz* das Bewusstsein von *ich* entwickelt hat.

Besonderes Aufsehen hat das Werk *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation* (2011, engl. Originalausgabe: *The Origins of Human Communication*, 2008) von Michael Tomasello erregt, da es mehrere Faktoren zusammenführt, die bei der Evolution des *humanum* zusammengewirkt haben.

Tomasello geht dabei nicht nur von der Empirie der Sprachverwendung aus, sondern stellt eine Analogie her zwischen der Entstehung unserer Spezies (Phylogenese) mit der Entwicklung des menschlichen Kleinkinds heute (Ontogenese). Dieses Verfahren liegt für ihn nahe, da er beides ist, Kleinkind- und Primatenforscher. Was den Kanal der Kommunikation angeht, konzentriert er sich nicht auf lautliche Äußerungen, sondern die Gestik. Dabei treten auch bei ihm die Orientierungen in Raum und Zeit in den Vordergrund – die Spielarten der Zeigegeste. Seine zentrale These: Während sich zeigende Armbewegungen bei den Primaten, von einer affektiv motivierten Armbewegung abgesehen, darauf beschränken, ein bezeichnetes Objekt für sich zu

beanspruchen – Tomasello spricht von der „Heischegeste" –, zeigt sich beim menschlichen Kleinkind etwa vom zwölften Lebensmonat an eine Variante des Zeigens, die anders ist, phylogenetisch ‚neu'. Die Motivation dazu, die Tomasello dem Kleinkind zuschreibt, hat eine gewisse Streubreite. Sie reicht von dem Bedürfnis, als Dialogpartner mitzuspielen, zu „kooperieren" bis dazu, dass es „hilfreich" sein will. So zeigt das Kind in einem der Fallbeispiele auf einen Gegenstand, der von der Mutter offenbar gesucht, aber nicht gesehen wird. Da diese Geste samt deren Motivation nicht in zwölf Monaten Menschenleben erworben (gelernt) sein kann, muss sie in das Genom unserer Gattung eingegangen sein. Dem heutigen Menschenkind wird sie in eben diesem Entwicklungsstadium gleichsam zugeschaltet. Damit bekommt die als spezifisch menschlich begriffene Geste bei Tomasello einen *ethischen* Akzent: der Mensch, das von *Natur aus* hilfsbereite (gute?) Wesen (ebd., 121ff). Wobei man genauer sagen müsste: der Mensch, das seinem *Genom* nach hilfsbereite Wesen, da wir ja den größten Teil unseres Genoms mit den anderen Tieren teilen und unsere Einzigartigkeit in dem Rest steckt. (Dazu Svante Pääbo: *Die Neandertaler und wir*, 2014, der Tomasello, was dessen Deutung des menschlichen Zeigeakts angeht, ausdrücklich zustimmt.)

So einhellig die Zustimmung dazu war, dass das Zeigen bedeutsam für uns Menschen ist, so unterschiedlich ist die Deutung der Zeigegeste aufgenommen worden. Jürgen Habermas, der Tomasellos Buch „bahnbrechend" nennt („Es begann mit dem Zeigefinger", in: DIE ZEIT, 2009, Nr. 51), geht auf die ‚starke', die ethische These nicht weiter ein. Er begnügt sich mit dem Hinweis, dass Tomasello hier der Linie der sogenannten „Intentionalisten" folge. Auf einen von ihnen, Paul Grice, nimmt Tomasello ausdrücklich Bezug. Von Grice stammen die vier „Konversationsmaximen", die er von Kants Kategorien der reinen Vernunft *Quantität, Qualität, Relevanz, Modalität* ableitet und als Postulate für das ‚richtige' Gesprächsverhalten festlegt – idealtypische Vorgaben wie „Sage immer die Wahrheit!", „Fasse dich so kurz wie möglich!". Auch Grice ging davon aus, dass sie, vernünftig zwingend, wie sie sind, nicht notwendig eingehalten werden. Aber das, was ihre Geltung problematisch macht, liegt in der Empirie – wie *selten* sie eingehalten werden! Habermas ist von der Möglichkeit fasziniert, die in der ‚schwächeren' Deutungsvariante der Zeigegeste liegt. Das Kleinkind vollzieht etwas, wozu nur wir Menschen in der Lage sind: auf ein Objekt zu verweisen und dabei den Gesprächspartner so einzubeziehen, dass auch er das Objekt – als *Partner in der Wahrnehmung* – in den Blick fassen und seinerseits darauf reagieren kann. Das Besondere dieses Zeigens: dass es eine „Aufspaltung" herstellt. Das Kind zeigt auf ein Objekt, von dem es will, dass es auch von der betreffenden Bezugsperson, dem Dialogpartner, gesehen wird: „Ich will, dass auch du siehst, was ich sehe!" Das entspricht der Habermas'schen Annahme, dass die Evolution von *ich* und *du* nicht voneinander zu trennen seien, dass die Evidenz des Gesprächs- und Interaktionspartners *du* dem Bewusstwerden der Sprecher- und Handlungsrolle *ich* sogar vorauslaufe (*Naturalismus und Religion*, 2005, 19).

Ganz anders die Deutung der Zeigegeste z. B. von Jürgen Wiebicke in dessen anthropologischer Bestandsaufnahme *Dürfen wir bleiben, wie wir sind?* (2013). Die Überschrift des Teilkapitels, die dem Zeigen gewidmet ist, lautet: „Der Fingerzeig ins Nichts". Auch Wiebicke sieht im Aufkommen des Zeigegestus etwas Besonderes: „In der Geschichte der Menschheit muss es einen kulturellen Wagenhebereffekt gegeben haben, der uns aus dem Tierreich hinauskatapultiert hat" (2013, 27). Aber wie kommt er zu der Annahme, das Zeigen gehe „ins Nichts"? Die Antwort kann nur lauten: Der Hinweis des Zeigenden auf ein Objekt legt den, der da auf etwas hingewiesen wird, nicht darauf fest, wie er zu reagieren habe. Die Deutung der Situation und seine Reaktion darauf bleibt ihm überlassen – sie ist prinzipiell *offen*. (Wiebicke spricht von der „Freiheit", die dem Partner bleibe, ebd., 28.) Die Möglichkeit, dass er zu einer anderen Einschätzung der Lage kommt, wird vom Zeigenden eingeräumt – ein entscheidender Befund!

Dem entspricht die inhaltliche *Leere* des Zeige-Akts, der auf nichts anderes abzielt, als im gleichen Augenblick die beiderseitige (bzw. allseitige) Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Ausschnitt im Wahrnehmungsraum zu lenken.

Wie auch immer man das Motiv dieser Art des Zeigens deuten mag, wie es zu der Konfiguration der „Aufspaltung“ kommt, ist evident. Sie entspricht dem Instruktionsakt, der bei der Orientierung in Raum und Zeit drei Pole zusammenführt: den Zeigenden (*ich*), den Partner im Zeigeakt (*du*) und das markierte Objekt. ‚Innere Landkarten’, wie sie sich bei anderen Tieren weit über das für uns Vorstellbare hinaus gebildet haben, können von uns Menschen in sprachliche Landkarten überführt werden.

5 Individualität und Mitmenschlichkeit

Seit einigen Jahrzehnten fließen zwei Ströme des Nachdenkens über den Menschen zusammen: das, was unsere *Individualität* ausmacht, und wie wir *uns verständigen*. Ihre Quellen liegen in den Anfängen der abendländischen Philosophie. Beide Themen tauchen immer gleichzeitig auf, auch wenn sie als getrennte Themen verhandelt werden: *ich-jetzt-hier* und *ich-und-du* scheinen Syndrome zu sein, die sich nicht voneinander trennen lassen. Noch eine andere Beobachtung ist aufschlussreich: Bei ihrer Erörterung bedienen die Philosophen/Theologen sich einer markanten Anordnung der Begriffe, der Zweipoligkeit, die wir *Dualismus* nennen – eine Tradition, die sich bis in die Konzepte der heutigen Neurophysiologen, ja bis in die Theorien der Evolutionsbiologen hinein fortsetzt. Da sie für diesen Versuch integral ist, referiere ich etwas ausführlicher.

Die Schriften Platons (427–347) sind fast immer als *Dialoge* inszeniert, in denen sein Lehrer Sokrates (469–399) den Gesprächsablauf bestimmt. Darin wird Sprache dazu eingesetzt, Erkenntnis zu erzeugen – vor allem Erkenntnis über *sich selbst*. Für Platon unterliegen die sinnlich wahrnehmbaren Dinge dem Primat der Ideen. Diese sind das eigentlich Wirkliche und existieren in einer höheren Welt. In ihnen liegt die Wahrheit, die Dingwelt hat ihnen gegenüber etwas Schattenhaftes. Bei Aristoteles (384–322) konzentriert sich das Nachdenken über Sprache vor allem auf die Begriffe, die eine verlässliche und genaue Verständigung verbürgen, die *Kategorien der Vernunft*. Der Dualismus Platons wird von ihm abgemildert, indem das Verhältnis zwischen dem Allgemeinen und dem Individuellen dynamisch begriffen wird. Das Wesen der Dinge liegt nicht in einer höheren Welt, sondern *in ihnen*. Die Einzeldinge sind das Ergebnis der *Interaktion* zweier Urkräfte, die sie gemeinsam erzeugen und damit wirklich werden lassen. Die dualistischen Pole bei Aristoteles werden verschieden interpretiert. Die meisten Deuter haben den Pol der *hyle* (Stoff, Materie – wörtlich ‚Wald’, ‚Holz’) unmittelbar dem Begriff der *morphe* (Form) gegenübergestellt.

In einer anderen Deutungsreihe (der ich zuneige, D. K.) tritt dem Pol des Materiellen der *nous* (Geist, Erkenntnisvermögen, Vernunft) gegenüber, der von Aristoteles auch als ‚das Göttliche’, das *primum movens*, der ‚Anstoß zu allem’, genannt wird (vgl. z. B. Nicolai Hartmann: *Einführung in die Philosophie*, 1949, 12). Möglich wird dieser Dissens, weil das griechische *morphe* beides heißt: ‚Idee der Form’ und ‚leibhaftige Gestalt’. Einigkeit besteht darüber, dass bei der Entstehung der (Einzel-) Dinge die *hyle* den Ausschlag gibt, dass nicht der Geist, sondern die Materie als *principium individuationis* wirkt. (*Metaphysik,* Lehre von der ‚Substanz’, Bücher VII-IX). Von Aristoteles – von so weit her! – öffnet sich der Blick auf die Bedeutung der leiblichen Gestalt als Bedingung auch unserer Gattung. Das prägt unsere Individualität ebenso wie unsere sprachliche Verständigung.

Eine entscheidende Eigenart davon, die *zweiseitige Symmetrie* in drei verschiedenen Dimensionen, teilen wir

mit allen anderen Gattungen im Tierreich: die primäre Seitigkeit, *oben/unten*, ergibt sich aus der Schwerkraft, die zweite, *vorn/hinten*, aus der Bewegung im Raum und die dritte, *rechts/links*, ist die Voraussetzung für die balancierte Fortbewegung auf den paarig angeordneten Gliedmaßen. Die beiden letzten bestimmen die Anordnung der Sinnesorgane.

Seit Beginn der Neuzeit setzt sich der Materialismus-Idealismus-Gegensatz in verschiedenen Varianten fort: Vernunft/Trieb, Rationalismus/Sensualismus, Bewusstsein/Unbewusstes, Kognition/Empirie, Religion/Naturalismus usf.

Heute wird die Frage nach dem Zusammenhang zwischen menschlicher Individualität und sprachlicher Verständigung vor allem von Biologen geführt. Die Daten, die erhoben werden, die Begriffe, die zu ihrer Auswertung benutzt werden, sind anderer Art, aber das *Schema* des Dualismus wirkt fort.

5.1 Die Rolle des ‚Beobachters'

Bei Humberto R. Maturana ist der Titel seines großen Aufsatzes „Biology of Cognition“ (1970, nachgedruckt in „Biologie der Kognition“, 2000) zugleich Programm für sein Lebenswerk. Er nennt ihn „die Grundlage meiner gesamten späteren Arbeit“ (2000, 18). Der Mensch ist für Maturana *ganz Natur* und er ist es vor allem in seiner Fähigkeit zur *Erkenntnis* („Kognition“). Mit dem ersten Teil seiner Theorie hat Maturana bahnbrechend gewirkt. Er hat den Menschen in die Evolution alles Lebendigen eingeordnet und damit Charles Darwin in die Anthropologie hereingeholt. Das biologische Konzept, das diese Kontinuität leistet, ist das der *Rückkopplung*, die sich ständig in allen biologischen Einheiten vollzieht, von der einzelnen Zelle aufwärts bis zum Organismus Mensch. Man kann das, was Maturana herausarbeitet, auch als Bezugnahme auf *sich selbst* begreifen. (Vgl. dazu D. K.: „Die Bezugnahme auf mich selbst und die Selbstregulierung organischer Einheiten. Zu einer Schnittstelle zweier Beschreibungssprachen“, in: IZPP 2014,1.) Der Zweck dieser Rückkopplung: den Normalzustand der jeweiligen organischen Einheit zu erhalten und auf Veränderungen im Umfeld zu reagieren. Maturana hat für diese Basisfunktion des Lebendigen den Ausdruck der „Autopoiesis“ (Selbsterschaffung/Selbststeuerung) gewählt, der von Niklas Luhmann aufgegriffen wurde und zu einem Leitbegriff der *Systemtheorie* geworden ist.

Damit sind wir bei dem Problem, wie bei Maturana Kognition und Kommunikation zusammengeführt werden. Wie realisiert sich die Erkenntnisfähigkeit (zumal die Fähigkeit zum „abstrakten Denken“, die für Maturana eine zentrale Rolle spielt) in der Verständigung der vernunftbegabten Wesen untereinander? Sie lässt sich bearbeiten, wenn man klärt, in welcher *Handlungsrolle* sich bei Maturana die spezifisch menschliche Kommunikation auslebt.

Die Beschreibung des Rückkopplungsprozesses, der alle „lebenden Systeme“ steuert, ist bei Maturana eingebettet in eine folgenreiche anthropologische Hypothese: dass alles Sprechen von einem „Beobachter“ ausgeht und sich an einen anderen „Beobachter“ richtet, der „er selbst sein könnte“ (ebd. 25). Die Gesprächsrollen *ich* und *du* kommen in dieser Theorie nicht vor. Stattdessen wird die Rolle des „Beobachters“ verdoppelt. Menschliche Verständigung findet zwischen einem „Beobachter“ und einem anderen „Beobachter“ statt. Nur in dieser Doppelgängerfunktion begegnen wir einander als ‚Mensch in Sprache'. Zugleich gilt: Nur insoweit wir kognitiv tätig sind, sind wir untereinander (vor-) verständigt, und nur das, was wir als kognitionsbegabte Wesen begriffen haben, ist geeignet, zu gemeinsamem *Wissen* zu werden.
Diese Annahmen liegen auch Maturanas späteren Publikationen zugrunde wie „Biology of Language“ (1978),

“Reality: the search for objectivity or the quest for a compelling argument” (1988), „The biological foundations of selfconsciousness and the physical domain of existence“ (1990) und gilt auch für die Zusammenarbeit mit Francisco J. Varela, z. B. in *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*, 1984, dt. 1987. In diesem Teil seiner Annahmen ist Maturana der angelsächsischen Tradition des „Cognitionalism“ zuzuordnen – wie ihn z. B. auch Jerry Fodor, Francis Crick, Steven Pinker, David Marr vertreten.

Da Maturana die Sprachteilnehmer primär als *kognitiv* aufeinander abgestimmte Akteure begreift, kann er all diejenigen Formen menschlicher Kommunikation ausblenden, die unsere Leiblichkeit einbeziehen. Der Begriff des ‚Beobachters’ selbst gibt dem, was menschliche Kommunikation ausmacht, auch in anderen Schriften der Systemtheorie, etwas Leibloses.

5.2 Die Leiblichkeit der Partner-Rollen *ich* und *du*

Auf diese Fundierung des *humanum* im Intellekt, die, was die Neuzeit angeht, mit Descartes (1596-1650) beginnt und dessen Nachfolger das *Cogito, ergo sum* (Ich fühle, also bin ich) in ihrem Wappenschild führen, antwortet ein anderer zeitgenössischer Biologe, Antonio R. Damasio, indem er seinem Hauptwerk den Titel gibt: *Ich fühle, also bin ich*, 2000/2011, in der englischen Originalausgabe: *The Feeling of what Happens. Body and Emotion in the Making of Consciousness* (1999). (Der Titel der deutschen Ausgabe müsste eigentlich heißen: Ich fühle *mich*, also bin ich.)

Auch Damasio geht von den Rückkopplungsschleifen aus, die sich in allen organischen Einheiten, von der einzelnen Zelle aufwärts, vollziehen. Auch er beschreibt die Lebensnotwendigkeit der Homöostase innerhalb der einzelnen Zelle und rekonstruiert die Regelkreise, durch die sie aufrechterhalten wird. Auch bei ihm zeichnet sich – mehr implizit als explizit – das organische Prinzip der Autopoiesis ab. Aber was die Übertragung der innerkörperlichen Signale angeht, ist bei ihm das Nervensystem nicht so allein-dominant wie bei Maturana, sondern wird durch die Übertragung „chemischer Substanzen“, der sogenannten „Botenstoffe“ ergänzt. Wo Maturana rational-funktional gesteuerte Prozesse am Werk sieht, spricht Damasio von ‚Binnengefühlen’, einer „somatosensorische Signalgebung“, der eine „Kartierung von Körpersignalen“ im Zentralnervensystem entspricht. Dazu kommt, dass Damasio sein Konzept der Individualität auf den Begriff der *Grenze* zurückführt, die jeden Organismus, jede Leib-Einheit, von der Außenwelt trennt, und deren raum-zeitliche Position in der *Wahrnehmung des Gegenübers* zu Bewusstsein kommt.

Von den verschiedenen Stadien des „sich entwickelnden Selbst“, die Damasio beschreibt, soll hier nur auf das letzte eingegangene sein: das „autobiographische Selbst“. Dessen Entfaltung macht klar, dass auch die Voraussetzungen für unsere Erkenntnisfähigkeit – in markantem Gegensatz zu den Annahmen Maturanas – körperlich bedingt sind. Sie ergeben sich aus einem zirkulären Prozess, bei dem die organische Selbstvergewisserung und die Objektwahrnehmungen samt deren ‚Repräsentationen’ im „vorstellenden Bewusstsein“ sich gegenseitig verstärken:

> Ein Schlüssel zum Verständnis lebender Organismen – egal, ob sie aus einer Zelle oder aus vielen Milliarden bestehen – ist die Definition ihrer Grenze, die Trennung zwischen dem was, *drinnen* und was *draußen* ist. Die Struktur des Organismus befindet sich innerhalb der Grenze, und das Leben des Organismus wird definiert durch die Erhaltung innerer Zustände innerhalb der Grenze. Singuläre Individualität hängt von der Grenze ab (Damasio 1999, 166, Hervorhebung im Original).

Das „autobiographische Selbst“ beschreibt Damasio als Ergebnis von Akten der *Wiederholung*. Dabei wird das Momenthafte der jeweiligen Akte der Selbstvergewisserung deutlich. Damasio spricht von „Puls“-Ereignissen, die dann entstehen, wenn das „autobiographische Selbst“ sich mit seinem „Kernbewusstsein“ kurzschließt. Die nur uns Menschen eigene Fähigkeit/Möglichkeit, uns unserer selbst zu vergewissern (pointiert locker formuliert: „Wer bin ich und wenn ja, wie viele?“), ergibt sich für Damasio aus der *Kontinuität*, d. h. der hinreichenden *Stabilität* der Vorstellungen, die immer dann aufgerufen werden, wenn ein Individuum sich seiner singulären Individualität zu vergewissern sucht.

Die Erfahrung der eigenen Leiblichkeit als einer *abgegrenzten* Position ist grundlegend nicht nur für unsere Erkenntnis, sondern auch für die Kommunikation. Sie bewährt sich nicht so sehr im Austausch von Informationen, deren Inhalt der Sprecher ‚begriffen’ hat, sondern zuallererst in der gegenseitigen („symmetrischen“) Bezugnahme aufeinander im Dialog. Sie ist ohne das Bewusstsein der *Grenze*, die den eigenen Leib und den Körper des Gegenübers umschließt, und ohne die Einbeziehung der eigenen Position in Raum und Zeit in den Akt der Kommunikation nicht vorstellbar:

> Alles, was in Ihrem Geist vor sich geht, geschieht relativ zu der Zeit, in der sich Ihr Körper befindet, und relativ zu dem Ort im Raum, der von Ihrem Körper eingenommen wird. Die Dinge befinden sich innerhalb oder außerhalb von Ihnen. Die ruhenden können nah oder fern oder irgendwo dazwischen sein. Bewegte Dinge können auf Sie zukommen, sich von Ihnen entfernen oder einer Bahn folgen, die an Ihnen vorbeiführt – doch stets ist Ihr Körper der Bezugspunkt (Damasio 1999, 177).

6 Zusammenführung: *ich-jetzt-hier/du-und-ich*

6.1 Selbstvergewisserung und Dialogik

Dass Selbstvergewisserung und dialogische Kompetenz miteinander zu tun haben, ist in der Philosophiegeschichte immer wieder postuliert worden. Aber erst das, was die Evolutionsbiologie beigetragen hat, stellt einen plausiblen Nexus her zwischen zwei bisher getrennt behandelten Themen: dem biologischen Prinzip der *Selbstreferenz* einerseits, und der von Michael Tomasello beschriebenen Befähigung des menschlichen Kleinkinds zum „kooperativen“ Zeigen, einem nur beim Menschen beobachteten kommunikativen Akt. (Vgl. D. K.: „Die Bezugnahme auf mich selbst und die Selbstregulierung organischer Einheiten. Zu einer Schnittstelle zweier Beschreibungssprachen“, in IZPP 2014,1.)

Um die hier vorgetragene Argumentreihe abzuschließen, sollen daher noch einmal die kommunikativen Teilkompetenzen zusammengefasst sein, die auf dem Leib-a-priori basieren: die Orientierung in einem als gemeinsam begriffenen Wahrnehmungs- und Handlungsraum, die Fähigkeit zu einer „dreipoligen“ Verständigung, der von Jürgen Habermas so genannten „Aufspaltung“ des Zeigens in die Bezugnahme auf den Gesprächspartner einerseits, das gemeinsam in den Blick zu fassende Objekt andererseits; die Fähigkeit, das Gegenüber als eine *wie ich* wahrnehmende und Vorstellung bildende Instanz zu begreifen – was die Fähigkeit, „sich an die Stelle eines anderen zu versetzen“ einschließt. Wolf Singer, der den kognitiven Anteil dieser Interaktion auf Gegenseitigkeit betont, spricht von einer „theory of mind“, die bei den Sprachteilnehmern vorauszusetzen ist (*Der Beobachter im Gehirn*, 2002, 73). Schließlich sind die Befunde der Hirnphysiologie zur Singularität der „bewussten Vorstellungen“ anzuführen, die sich aus der Unterscheidung zwischen den „neuronalen Erregungsmustern“, wie das Computertomogramm sie zeigt, und den „Repräsentationen von Wirklichkeit“ (*meiner* Vorstellung von den Objekten und deren Zusammenhang in *meiner* Welt). Während die

ersten einen Objektbefund darstellen, sind die zweiten durch die bereits vorhandenen und eingespielten Bahnungen bestimmt – die immer schon *vorab* vollzogenen Reaktionen auf Umwelt.

Damasio veranschaulicht diesen Unterschied, indem er einerseits die Gesprächsrolle des Sprechers, die „erste Person“, andererseits die Referenten-Rolle, die „dritte Person“, benutzt:

> Vorstellungen können bewusst oder unbewusst sein. Bewusste Vorstellungen sind *nur in der Perspektive der ersten Person* zugänglich (meine Vorstellungen, Ihre Vorstellungen). Neuronale Muster sind dagegen *nur in der Perspektive einer dritten Person* zugänglich. Auch wenn ich mit Hilfe der modernsten Technik die Möglichkeit hätte, meine eigenen neuronalen Muster zu betrachten, würde ich sie noch immer aus der Perspektive der dritten Person betrachten (...) Es klafft eine Lücke zwischen unserer Kenntnis der neuronalen Ereignisse auf molekularer, zellulärer und systemischer Ebene einerseits und der Vorstellung, deren Entstehungsmechanismus wir gerne verstünden, andererseits (Damasio 1999, 382, 388, Hervorhebungen im Original).

Mit dem hier Vorgetragenen sind keine – etwa neu entdeckten – Sachverhalte formuliert, worum es geht, ist etwas, das man einen bisher abgeschatteten *Sprachverhalt* nennen kann: die Dialogik. Man kann sie mit ethischen Prinzipien in Verbindung bringen: Selbstbegrenzung, Selbstrelativierung, Verzicht auf den Anspruch, im Besitz einer absoluten Wahrheit zu sein (der erhobene Zeigefinger beim Monolog), und vor allem dem Verzicht auf ‚Herrschaft’ über andere. All das ist bereits mit anderen Begründungen formuliert worden: als religiöser Sachverhalt (unsere Gottesebenbildlichkeit) oder als metaphysisches Postulat. In der hier vorgenommenen Ableitung ergibt sich unsere Fähigkeit zum Sprechen ‚gleich auf gleich’ (der „symmetrischen Kommunikation“) nicht aus einem Norm-Anspruch, sondern als *Menschenmöglichkeit*.

Die Bereitschaft, davon Gebrauch zu machen, ist in den verschiedenen Kulturen und Gesellschaften verschieden ausgeprägt, eine Tatsache, die in der Epoche der Globalisierung ihre ganze Sprengkraft zeigt. Das gilt besonders dort, wo die notorischen – natürlichen und sozialen – Ungleichheiten unter uns Menschen wirksam sind: den Spannungsfeldern *arm/reich, Mann/Frau, autoritär/demokratisch* legitimierter Regierungsmacht.

Wenn hier die Chance der Dialogik entfaltet wird, eines Potentials, das wir der Kontinuität unserer tierlichen Evolution und der Geschichte unserer Spezies verdanken, folgen wir keinem „kategorischen Imperativ“, keinen „Konversationsmaximen“, keiner moralischen Hilfe-Verpflichtung („Be cooperativ!“), keiner Liebesempfehlung („Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“) und keiner offenbarten Wahrheit („Es steht geschrieben ...“).

Wie diese Menschenmöglichkeit, unser Alleinstellungsmerkmal im Tierreich, sich gleichwohl der Kulturgeschichte eingeschrieben hat, soll am Beispiel zweier kommunikativer Funktionskreise wenigstens angedeutet sein.

6.2.1 Die Schärfung der Objektsprache

Als Galileo Galilei den Astronomen des Kardinalskollegiums 1611 sein Fernrohr präsentierte, um ihnen die Jupitermonde zu zeigen, sollen diese – folgt man Bertolt Brecht, der dieser Szene im *Galileo Galilei* eine historische Plausibilität gegeben hat – sich geweigert haben, auch nur einen Blick hinein zu werfen. Ob dieses Detail stimmt oder nicht, vom späteren 16., spätestens dem frühen 17. Jahrhundert an, begannen zwei Wege der Wahrheitsfindung sich zu trennen. Die Abwertung des Augenscheins kam an ihr Ende, der menschliche

Körper als Instanz der Wahrnehmung und Erkenntnisfindung wurde in seine Rechte eingesetzt.
Mit Himmels*beobachtern* und Mathematikern wie Nikolaus Kopernikus (1473–1543), Johannes Kepler (1571–1630) und Galileo Galilei (1564–1641) begann die Beschreibungssprache und – immer deutlicher – die *Methode* der Naturwissenschaften sich zu schärfen. Der *Siderius Nuntius* Galileis (1610) enthält Federzeichnungen, z. B. der Mondoberfläche, die als Veranschaulichung und Beweis zugleich dienten. Wo die Anschaulichkeit endete, trat die Mathematik ein. Das zentrale Prinzip naturwissenschaftlicher Erkenntnisfindung: die Beschränkung auf das Quantifizierbare und die strikt symmetrische Einbeziehung der Mit-Wissenschaftler. Das Experiment als heuristisches Verfahren bei der Wahrheitssuche muss *überall, jederzeit von jedem Menschen* nachvollziehbar sein. Diese Bedingung setzt die Ungleichheiten Mann/Frau, arm/reich, mächtig/machtlos, prinzipiell außer Kraft. Methodenbrüche, Fälschungen der Messdaten um der eigenen Geltung willen oder einem Laborleiter zuliebe sind allzumenschlich, aber sie lassen sich *methodisch* aufdecken. (Zu dem *dialogischen Aspekt* der Naturwissenschaft siehe Tim Hering: *Wie Wissenschaft ihr Wissen schafft*, 2007.)

Die methodische Selbstbegrenzung der Objektwissenschaft bot/bietet die Chance, das Sprechen über den Zusammenhang der ‚inneren Objekte' und der daraus gebildeten unikalen Binnenwelten („Sinnfelder“) davon zu trennen. Objekterkenntnis einerseits, Erhellung des *ich-du*-Syndroms andererseits sind unterscheidbare und damit für die Lebens- und die Bewusstseinswissenschaften gemeinsam bearbeitbare Problembereiche geworden.

6.2.2 Die Anschließbarkeit von ‚inneren Welten' in der Fiktion – die *Wirklichkeit* des Erzählens

Wenn wir erzählen, formulieren wir unsere Vorstellungen in eben der ‚perspektivischen' Struktur, in der wir uns auf die Wahrnehmung im gemeinsamen Handlungsraum beziehen. Der – mehr oder minder implizite – Bezug auf den eigenen Leib, den der Erzähler seinem Text einschreibt, wird von seinen Lesern re-inszeniert. Das Faszinosum, das dabei wirkt, ist eine Verschränkung: In einer uns ur-vertrauten Bezugnahme auf Welt, *ich jetzt hier*, realisieren wir die Vorstellungen eines anderen Individuums – eine *black box*, die spricht.

In den *Geschichten aus Tausendundeiner Nacht* spielt eine Frau die Hauptrolle. Sie ist die Heldin der Rahmenepisode und zugleich die Erzählerin des Ganzen. Das Erzählen rettet ihr Leben, da es Machtverhältnisse außer Kraft setzt. Das kann sich immer und überall ereignen, unwahrscheinlich, wie es ist. Der Ursprung der Sammlung liegt wahrscheinlich in Indien, ihr Weg führt über das Mittelpersische ins Arabische, und ist inzwischen in die Weltliteratur eingegangen. *Sheherazade*, so heißt die Erzählerin, hatte als Frau des Sultans zahllose Vorgängerinnen. Der Sultan, ein patriarchalischer Berserker, der sich von seiner ehemaligen Hauptfrau betrogen sieht, rächt sich auf seine Weise am weiblichen Geschlecht: Er heiratet jeden Abend eine neue Frau, die er dann am nächsten Morgen umbringen lässt. Um dem Schlachten ein Ende zu machen, lässt sich die Tochter des Großwesirs als nächstes Opfer anbieten.

Sie bittet den Sultan um die Gnade, in der Nacht der Hochzeit, d. h. in der Nacht vor ihrem Tod, ihrer Schwester noch eine Geschichte erzählen zu dürfen. Ihre Rechnung geht auf: der liebessatte Sultan *hört mit*. Vor dem Höhepunkt der Erzählung, an der Stelle, an der die Phantasie am intensivsten, die Neugier der Zuhörer am größten ist, bricht sie ab. So überlebt sie den nächsten Tag. In der folgenden Nacht erzählt sie weiter und jede Nacht weiter, tausendundeine Nacht lang. Durch das Erzählen, in das der Berserker unwiderstehlich verstrickt wird, entgeht sie dem Tod. Die ‚innere Welt', die sie ständig wachsen lässt, gehört Erzählerin und Zuhörern gemeinsam – auch im Sultan ist die Möglichkeit angelegt, *auf Worte hin* Vorstellungen zu bilden: das Erzählen erreicht ihn.

Beides, dass *Sheherazade* seine ‚innere Welt’ anspricht, und die Geschichten, die sie erzählt, lassen den Sultan zum Menschen werden.

Zum Autor

Prof. Dr. Dietrich Krusche, geboren 1935, Studium der Klassischen Philologie, Philosophie und Germanistik; Lektor für Deutsche Sprache und Literatur an der University of Ceylon und an der Universität Okayama, Japan; 1982–1997 Professor für Interkulturelle literarische Hermeneutik an der Universität München. Zuletzt sind erschienen: Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person, 2010; Nizza und ich. Erzählung, 2012.
Kontakt: kruschedg@club-internet.fr